

„Mit achtzig ist Ruhm anstrengend“

Zum Tod des Schriftstellers Peter Härtling – Große Erfolge feierte er mit Romanbiografien und Kinderbüchern

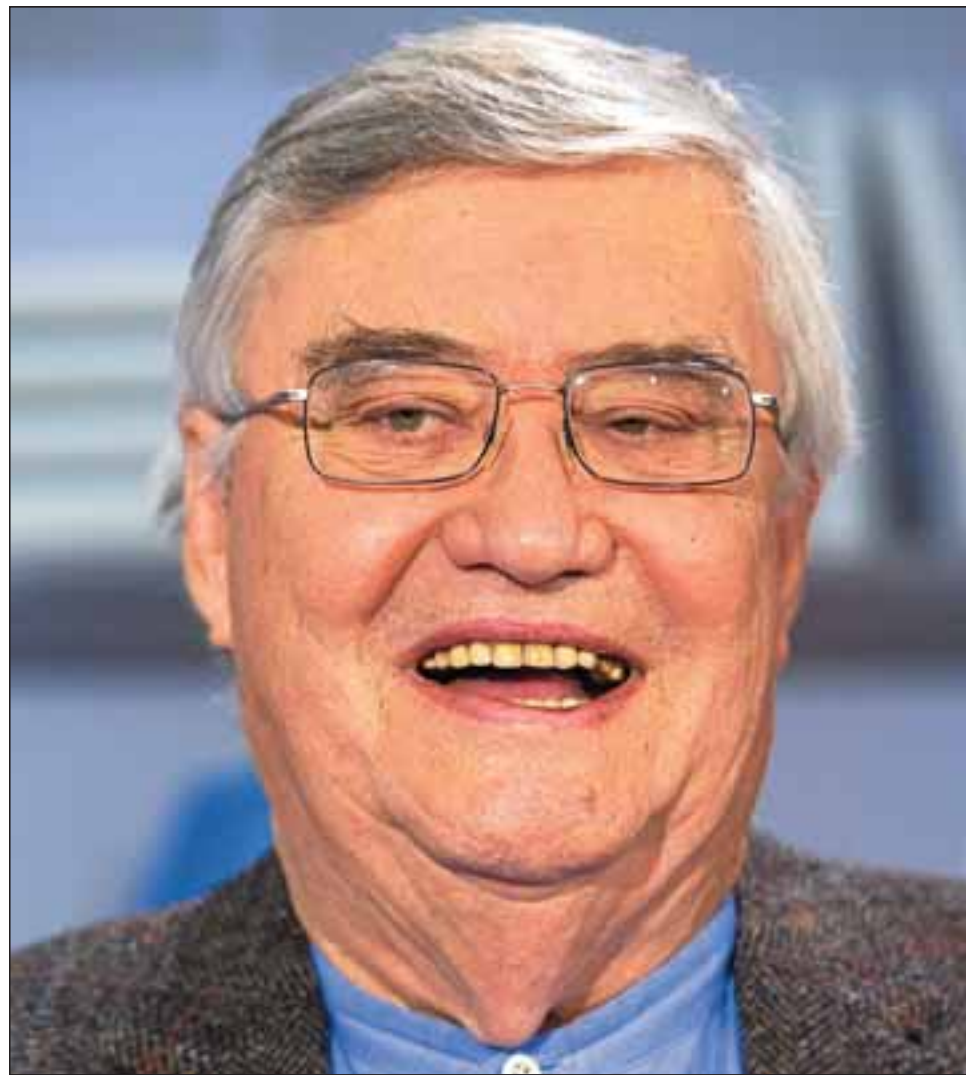
Von Welf Grombacher

„Wer nicht mehr gehen kann, ist nicht unterwegs. Es sei denn, er lässt seine Gedanken fliegen“, heißt es in Peter Härtlings letzter Romanbiografie über Verdi, die 2015 erschienen ist. Der italienische Komponist, schrieb Härtling darin im Vorwort, sei ihm „nah in seinen Schwächen und in seiner Furcht, aus der Fantasie zu stürzen, das Handwerk nicht mehr zu können“. Er selbst hatte da schon Schlaganfall und Herzinfarkt hinter sich, außerdem von den Ärzten schlechte Herz-, Lungen- und Nierenwerte attestiert bekommen. Aber das Gehirn, versicherte Härtling schelmisch, wie man ihn kannte, sei immer noch „ordentlich durchblutet, seine Einfallskraft demnach nicht beeinträchtigt“. Als ob das bei den zauberhaften Büchern seines Spätwerks irgendjemand in Zweifel gezogen hätte.

Unterwegs war Härtling immer. Im Leben wie in seinen Büchern. Er selbst nannte sich einen „Kopfwanderer“. Auf die Welt kommt er 1933 in Chemnitz, die Jugend verbringt er im benachbarten Hartmannsdorf. Während des Zweiten Weltkrieges zieht die Familie ins mährische Olmütz, 1945 kommt der Vater, von Beruf Rechtsanwalt, in sowjetischer Kriegsgefangenschaft ums Leben. Als Kind muss der kleine Peter mit ansehen, wie Soldaten der Roten Armee die Mutter vergewaltigen. Die bringt sich wenig später 1946 um. Härtling wächst bei einer Tante auf, die ihn in ein Heim stecken will. Erst auf der Türschwelle drehen die beiden wieder um.

Nach dem Gymnasium macht er sein Volontariat bei der „Nürtinger Zeitung“ und wird Journalist. Der Maler Fritz Ruoff (1906–1986) wird sein Mentor. Auch der evangelische Pfarrer Martin Lörcher, Begründer der Telefonseelsorge in Württemberg, nimmt sich seiner an: „Das war der einzige Mensch, der mich in den Arm genommen hat, als meine Mutter starb. Er roch nach Äpfeln“, erinnerte sich Härtling später. Er habe als 14-Jähriger Albert Camus gelesen und Lörcher wütend entgegengeschleudert: „Gott ist tot.“ Daraufhin habe der Pfarrer geantwortet: „Das musst du ihm schon selbst sagen.“

Über die „Heidenheimer Zeitung“ und die Zeitschrift „Der Monat“ führt Härt-



Peter Härtling als Gast der Frankfurter Buchmesse: Der vielfach ausgezeichnete Autor ist gestern im Alter von 83 Jahren in Rüsselsheim gestorben. Foto: Arno Burgi

lings Weg zum S. Fischer Verlag, wo er es bis zum Cheflektor und zum Mitglied der Geschäftsleitung bringt. 1973 macht er sich als freier Schriftsteller selbstständig. Er hat das Schreiben von der Pike auf gelernt, weiß, wie man Menschen erreicht.

Trotz der schrecklichen Erlebnisse im Krieg und des frühen Todes der Eltern, er ist in autobiografischen Romanen wie „Zwettl“ (1973), „Nachgetragene Liebe“ (1980), „Herzward“ (1990) verarbeitet, bewahrt sich der eingebürgerte Schwabe eine positive Lebenshaltung und eine

Gutmütigkeit, die ihresgleichen suchen. Zwar leidet er zeitlebens an Depressionen und muss sich mehr als einmal durch einen seiner Enkel aus einer Schreibblockade holen lassen. Die Liebe zu den Menschen aber bewahrt er sich.

Wer einmal seiner Stimme gelauscht hat, etwa in der Hörfunksendung „Literatur im Kreuzverhör“, die er lange moderierte, wird den warmherzigen Ton nicht mehr aus dem Ohr bekommen. Kein Wunder, dass dieser Erzähler auch als Kinderbuchautor große Erfolge feiern konnte. Erschienen sind die Bücher fürs

junge Lesepublikum im Weinheimer Beltz-Verlag. Mit „Das war der Hirbel“ (1973), „Ben liebt Anna“ (1979), „Krücke“ (1987) oder zuletzt „Djadi, Flüchtlingsjunge“ (2016) nimmt er die Herzen der Heranwachsenden im Sturm. Bis zuletzt erhält er von Kindern Berge von Post, die er gemeinsam mit seiner Ehefrau Mechtild, mit der er selbst vier Kinder hat, liest und gerne gewissenhaft beantwortet. Von Nürtingen bis Wuppertal sind heute fast 20 Schulen nach Peter Härtling benannt.

Neben Kinderbüchern hat Härtling fantastische Gedichte, Essays und Erzählungen geschrieben. Am bemerkenswertesten sind seine immer feinfühligsten Romanbiografien. „Hölderlin“ macht 1976 den Auftakt. Später folgen Bücher über Schubert, Schumann, E.T.A. Hoffmann und Fanny Hensel-Mendelssohn. Wie kein zweiter verstandes Härtling, sich in fremde Leben einzufühlen. Nicht alles hat sich so ereignet, wie er es schreibt, aber es hätte sich genauso ereignen können. Er recherchierte akribisch, schrieb aber nicht als Historiker, sondern immer mit ganzem Herzen. In Büchern und Bildern eröffnete sich dem leidenschaftlichen Kulturmenschen ein zweites Leben. Leser und Kritiker ließ er daran teilhaben und die dankten es ihm. Zahlreiche Preise hat er in seinem Leben erhalten, darunter das Große Bundesverdienstkreuz, den Deutschen Bücherpreis und den Hölderlin-Ring.

Einen Ruhestand gönnte er sich nicht. Zwar wurden seine Reisen immer seltener. Nicht mehr oft verließ der Schriftsteller sein Haus in Mörfelden-Walldorf bei Frankfurt am Main, wo er viele Jahre lebte. „Mit achtzig ist Ruhm anstrengend“, legte er seinem Verdi in den Mund. Dafür schickte Härtling seine Figuren auf Lesereise wie das sympathische Alter Ego Robert Brodbeck aus dem Band „Tage mit Echo“ (2013), in dem der damals 79-jährige mit modernen Erzähltechniken experimentierte wie ein junger Spund. Voller Hingabe zeichnete er darin seine Charaktere. Der Tod war in diesen Texten immer präsent, trotzdem waren sie, leicht, heiter, voller Humor. Am Montag ist Peter Härtling in Rüsselsheim nach kurzer, schwerer Erkrankung gestorben, wie sein Verleger Kiepenheuer & Witsch mitteilen ließ.

Triumphales Comeback

Maraile Lichdi sang Domin-Vertonungen im Alten Saal

Von Simon Scherer

Schon 2004 hat der Wagner-Verband Künstler der Region aufgefordert, sich mit der Lyrik Hilde Domins auseinanderzusetzen. Der Heidelberger Komponist Hermann Schäfer wählte damals Texte des Abschieds, des Trostes und der Hoffnung; Themen, die das gesamte 5. Kammerkonzert der Philharmoniker beherrschten, für das vom Ossian Quartett wahre Raritäten ausgegraben wurden.

Impulsiv gingen die Musiker Ludwig Dieckmann und Julia Mangelsdorf (Violinen), Erika Anschutz (Viola) und Christoph Habicht (Cello) mit der Trauer in Boccherinis „Stabat mater“ um, verstärkt durch Kontrabassist Thomas Acker. Zum fulminanten Höhepunkt wurde das Werk aber durch Sopranistin Maraile Lichdi, die als Heidelberger Ensemblemitglied 2000-10



Maraile Lichdi
Foto: privat

das Publikum begeisterte.

Den Triumph feierte sie nun bei diesem Comeback mit faszinierend warmer Klangfarbe und exzellent ausgereifter wie abgerundeter Stimme. Besonders förderlich für Boccherini waren ihre Ernsthaftigkeit und dezente Herbe im Gesang, die sie galant in jubelnde Freude wechseln ließ. Lange hielt sie ihr Operntemperament gezielt zurück und baute ihren Gesang ansprechend in den kammermusikalischen Rahmen ein. Schließlich packten auch die Streicher rüstiger zu, und die Sopranistin hob sich mit prachtvollm Volumen über die Instrumentalisten empor.

Wie bei der Uraufführung 2007 übernahm in Hermann Schäfers Vertonung dreier Gedichte von Hilde Domin für Sopran und Streichquartett „Dem Wunder/Leise/ Wie einem Vogel/ die Hand halten“ der älteste Sohn des Komponisten, der 2009 verstarb, den Sprechpart. Undurchsichtige Sphären sind es, beklemmend und beängstigend, in die Hans-Ulrich Schäfer-Lembeck „Die schwersten Wege“ rezitierte. Statisch und dezidiert, beinahe etwas überdeutlich formuliert, war es eine Art Sprechgesang mit nicht geringem melodiosen Anteil, der unbeirrt der äußeren Umstände seiner Wege ging. Härte und Dringlichkeit nahmen unentwegt zu, die Dramatik wurde kontinuierlich nach oben geschraubt.

Sein Eigenleben führte ebenso „Das goldene Seil“, das dennoch auf besondere Weise untrennbar mit der Musik verbunden war. Über tänzerischem Grundrhythmus, der unweigerlich an Bizets „Habañera“ erinnerte, deklamierte er „Abel steh auf“ mit solch ermahnendem Gestus, dass er wie als Stellvertreter Domins eine wahre Mission erfüllte.

Nur 24 Jahre alt wurde der Komponist Guillaume Lekeu, er hinterließ aber ein beachtliches Werk. Im „Molto Adagio“-Satz aus dem Streichquartett des Belgiers bewegen getragene Trauerweisen und massiv aufwühlende Erseruerungen, die deutlich machen, dass man mit dem Tod noch keine Art des Umgangs gefunden hat. Ein außergewöhnlich gehaltvoller Vormittag im Alten Saal des Heidelberger Theaters.

KOMMENTAR

Boom

Volker Oesterreich über den Trend zu Ganzjahresfestivals

Die beiden ganz großen Festivals der Region, also „Enjoy Jazz“ und „Heidelberger Frühling“, blühen immer kräftiger und lassen etliche Ableger zu anderen Jahreszeiten sprießen. Gut so, das Publikum profitiert davon. Aber die eigentliche Festivalidee könnte verwässern. Der Boom liegt daran, dass sich die Festival-Leitungen und die internationalen Stars nicht immer auf einen speziellen Zeitraum einigen können. Dann weicht man eben auf einen anderen aus und klebt das Festival-Label drauf. So wie beim „Enjoy Jazz Summer“. Der „Frühling“ blüht mit dem Streichquartett-Fest ja auch schon im Winter. Die Festival-Macher erobern so das Geschäftsfeld von Konzertagenturen.

Der schwarze Kranich rockt

Black String beim „Enjoy Jazz Summer“ im Ludwigshafener „Haus“

Von Rainer Köhl

„Geomun-go“ heißt eine Zither in der traditionellen koreanischen Musik. Eine Sprachvariante übersetzt den Begriff auch als „schwarze Kranich-Zither“. „Black String“ nennt sich ein Quartett vier koreanischer Musiker, die der über tausendjährigen Tradition des Instruments folgen und sie spannend in heutige Spielweisen überführen, in Rock und improvisierte Musik. Beim letzten Konzert des „Enjoy Jazz“-Sommerprogramms im Ludwigshafener Kulturzentrum „Das Haus“ hatten die Vier einen begeisternden Auftritt.

Geomun-go wird in der traditionellen koreanischen Musik von Handtrommeln und Bambusflöte begleitet. Das tun auch die Musiker von Black String. Als viertes Instrument ist die E-Gitarre dabei. Und längst nicht nur ist es dieses Instrument,

das den Brückenschlag in die Klänge von heute wagt: die anderen drei tun es genauso fantasiereich. Traditionelle Melodien und Rhythmen bilden die Grundlage für die Musik, die mächtig zu rocken beginnt: brachial und finster.

Dabei klingt die Zither wie eine Bassgitarre: die sechs Saiten des Instruments sind aus verzwirbelten Seidenfäden und dick wie Basssaiten. Yoon Jeong Heo heißt die Spielerin, die mit großer Anmut die Saiten mit einem Bambusstab zupft und schlägt. Ein trocken-satter Klang ist es, den sie dem Instrument dabei entlockt. Die Spielerin ist der Kopf der Band und schreibt auch die meisten Kompositionen. Faszinierend waren wimmernd-vibrierende Töne neben dunkel pochenden, welche sie ihrer Zither abgewann.

Die ruhig meditativen Klänge, die friedvolle Naturstimmungen einfangen, sind beliebt in der traditionellen Musik

des asiatischen Landes und sie wurden auch von Black String eingefangen.

Die Töne, die Aram Lee seinen Bambusflöten entlockte, beschworen eine unberührte Natur. Sie wurden aber auch expressiver, wenn er seine Linien mäandert und die Töne glissandieren ließ. Die ruhig pulsierenden Trommelrhythmen unterstrichen die Stimmung. Facettenreich pulsierende Polyrhythmen und ratternde beats schlug Min Wang Hwang auf seine Trommeln. Hwang ist auch der Sänger in der Band, stimmte mit Inbrunst archaische Gesänge an. Alte Epen waren es sicher, die er so eindrucksvoll sang.

Jeon Oh ist der Mann an der E-Gitarre und der brachte die rockigen Abschnitte gleichfalls gut in Fahrt mit pfeifenden, jaulenden Tönen. Beim Münchner Label ACT hat das Quartett eine CD veröffentlicht, „Mask Dance“, eine Vermengung von Archaisik und Avantgarde.

Es ist alles Gold, was glänzt

Die Ausstellung „30 Silberlinge“ mit Arbeiten der Sammlung Haupt im Mannheimer Kunstverein – Werke von Beuys und Staeck sind zu sehen

Von Milan Chlumsky

Gehören Sie zum Klub der Besitzer der teuersten Kunstwerke der Welt? Vermutlich haben Sie die Kleinigkeit von 179,4 Millionen US-Dollar nicht parat, um das teuerste Gemälde, das je versteigert wurde, zu erwerben: die „Frauen von Algier“ (1955) von Pablo Picasso. Oder auch 170,4 Millionen Dollar, die für die Arbeit „Liegender Akt“ (1917) von Amadeo Modigliani nötig waren. Mit Giacometti, Klimt, Munch und Warhol geht es weiter, wobei Picasso dreimal und Giacometti zweimal die Grenze von 100 Millionen Dollar überschritten haben.

Auf der anderen Seite zählte man vor einigen Jahren in Deutschland etwa 180 000 bildende Künstler, die zusammen einen Jahresumsatz von nur 752 Millionen Euro erwirtschaften konnten. 6660 waren arbeitslos gemeldet. Kunst und Geld bilden eine seltsame Wechselbeziehung. Wenn Joseph Beuys einen 20-DM-Schein mit der Gleichung „Kunst = Kapital“ und einen 20-Mark-Schein der DDR mit der Überschrift „Falschgeld“ versieht, wird das Thema auch politisch.

Der Berliner Sammler, Rechtsanwalt und Humanist Stefan Haupt plante ursprünglich, 30 Kunstwerke zu erwerben, die auf die eine oder andere Weise mit dem in der Bibel geschilderten Verrat von Judas an Jesus zu tun haben, den dieser für 30 Silberlinge begangen haben soll. Doch sehr schnell wurden es fast 200 Werke. Dazu zählen auch ganz ungewöhnliche Arbeiten, etwa die des in New York lebenden Taiwanesen Ming-Wei Lee. Er hat 10-Dollar-Scheine zu kunstvollen Origami-Skulpturen gefaltet und sie neun Menschen geschenkt. Nach sechs und zwölf Monaten besuchte er die Personen erneut, um zu sehen, was aus den Kunstwerken geworden ist. Manche haben es behalten, andere haben sich Eis, eine CD oder Schuhe dafür gekauft. Auch dies ein Statement über das Verhältnis von Geld und Kunst.

Im Bereich der Grafik sind Banknoten beinahe dazu prädestiniert, die darauf Abgebildeten durch andere Personen (vorwiegend Künstler) zu ersetzen. Manche solcher Arbeiten erweisen sich heute als Symbole einer ganzen Epoche samt ihrer Protagonisten: So hat Klaus Staeck

ein Plakat mit der Abbildung des Kölner Doms entworfen, auf dem dieser hinter einem Stapel von Banknoten verschwindet. „Am Anfang war das Geld“ heißt dieses Werk in Anspielung auf die biblische Genesis. Ein anderes beruht auf einem 1000-Mark-Schein mit dem Konterfei von

Lucas Cranach d. Ä., der von Staeck durch den ehemaligen Finanzminister Franz Josef Strauß ersetzt wurde. Den Geldwert erhöhte er auf 10 000 D-Mark.

Heute, in den Zeiten des digitalen Bildüberflusses, wird der Wert des Bildes durch das Verweilen davor ersetzt. Für



Zurück zum Zeitalter der D-Mark, aber in ironischer Form: Der 10 000-Mark-Schein des Heidelberger Künstlers Klaus Staeck zeigt einen verfremdeten Franz Josef Strauß. Repro: chl

ihre Arbeit „The Value of Art – Sheep’s Head“ hat das Künstlerduo Christa Sommerer und Laurent Mignonneau (Österreich, Frankreich) einst ein kleines Bild von einem Schafskopf erstanden. Sie haben ihn mit einem Sensor ausgestattet, der die Zeit misst, die man vor dem Bild verbringt. Der Zeitwert wird sodann in einen Geldbetrag umgerechnet. Von Betrachter zu Betrachter steigt der Wert.

95 Arbeiten aus der Sammlung Haupt sind jetzt im Mannheimer Kunstverein zu sehen. Fast alle werfen einen kritischen Blick auf das Thema Kunst und Geld. War das Geld für die einen das Böse per se (Beuys), ermöglichte es anderen ein sorgloses Dasein. Dürer hat beispielsweise mit seinem ausgeklügelten Copyrightsystem gutes Geld verdient. Eine Frage beantwortet die Ausstellung aber nicht: Was passiert, wenn das Bargeld eines Tages verschwindet und durch digitale Zahlungssysteme ersetzt wird?

Info: „30 Silberlinge – Kunst & Geld, Sammlung Haupt“, Mannheimer Kunstverein, bis 16. 7., www.mannheimer-kunstverein.de